

Gisela Heller: Wiepersdorf

Nur auf sehr alten Landkarten kann man's noch finden, das „Brandenburgisch Ländgen Bärwalde“. Sieben Dörfer gehören dazu, eins kleiner als das andere: Wiepersdorf, Bärwalde, Meinsdorf, Herbersdorf, Weißen, Kossin und Rinow. Die Wege dorthin sind umständlich und beschwerlich. Man tut gut daran, dem Schulbus und der Rübenkombi die Vorfahrt einzuräumen, sie sind es gewohnt, die Straße allein zu beherrschen. Denn was nutzt es, auf seinem Recht zu bestehen, wenn es danach scheidet, die nächste Werkstatt ist weit...

Hinter Meinsdorf kann man wieder aufdrehen und den Wind um die Motorhaube pfeifen lassen. Den Wind bekommt man hier aus erster Hand. Er heult über die weite Ebene des Niederen Flämings, und ich möchte nicht wissen, wie oft sich zur Winterzeit Ärzte und Lehrer und Busfahrer aus den Schneewehen freischaufeln müssen. Die jungen Chausseebäume ragen nackt und kahl in den bleigrauen Himmel. Eine Rübenkombi steht einsam am Feldrand wie ein Dinosaurier, der den Kopf hängenlässt. Wenn man sie nicht bald unters schützende Dach holt, wird sie wirklich über kurz oder lang nicht mehr mitmachen.

Das Straßenpflaster zeigt die erdigen Spuren von Zugmaschinen. November. Auf den langgestreckten Kartoffelmieten hocken Nebelkrähen, schwerfällig und ohne Lust, ihre Kräfte mit dem böigen Wind zu messen. Etwas Weißliches liegt auf dem Weg. Ich trete auf die Bremse bis zum Bodenblech. Der Wagen schlingert, kommt aber noch rechtzeitig zum Stehen. Es ist nur eine Futterrübe, die der Regen blank gewaschen hat, und ich glaubte schon einen Totenschädel vor mir zu haben.

Am Waldrand begegnet mir eine Dame in Rot und Schwarz. Der Wind zaust ihr blondes Haar, Hals und Kinn sind von einem überlangen Schal verhüllt. In hohen Schnürstiefeln schreitet sie energisch aus, ihre Gedanken sind offensichtlich woanders. Demnach kann Wiepersdorf und das Bettina-von-Arnim-Heim nicht mehr weit sein. Und in der Tat, hinter dem Waldgürtel, geschützt vor den tobenden Winden, liegt Wiepersdorf. Zweimal windet sich die Straße, dann beginnt wieder der Wald. Kurz vorher, wo sich lärmendes Gänsevolk auf dem Anger tummelt und die schmucklose, turmlose Kirche zwischen mächtigen Kastanien aufragt, zweigt der Weg zum Gutshof ab, den einmal das Dichterpaa Bettina und Achim von Arnim bewohnte.

Das Haus ist ein schlichter Barockbau, nur die Fenster tragen Bogenscheitel mit Schlußsteinen. Sieben bequeme Stufen führen zu der schweren Haustür mit der schmiedeeisernen Klinke und geben dem Haus etwas Freundlich-Einladendes. Eine flinke junge Frau öffnet. „Wir haben Sie schon erwartet. In einer halben Stunde läutet es zum Mittagessen. Wenn Sie sich noch etwas ausruhen wollen. Sie haben das Zimmer neben dem Atelier ...“

Wohlige Wärme umfängt mich. Vom Fenster aus blickt man auf die Terrasse und eine Versammlung von Sandsteingöttern. Im zartrosa getünchten Zimmer reizt mich vor allem die sanft nachfedernde Liege. Die Fahrt war anstrengend. Wenigstens zehn Minuten hinlegen ... Ich schließe die Augen und spüre plötzlich, es schaut mich jemand an. Unsinn, es kann gar keiner ins Zimmer gekommen sein. Und wenn schon vorher jemand drin war? In Schlössern passiert manchmal Unvorhergesehenes, man kennt das doch aus Filmen ... Ich reiße die Augen auf und sehe vor mir eine vornehme Dame aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie ist nicht mehr jung, ihre Kleidung verrät, dass sie sich gegen das Altwerden wehrt. Unter schweren Lidern sieht sie mich an, wie's scheint, ein wenig vorwurfsvoll. Wohin ich geh in diesem Zimmer, ihre Augen verfolgen mich. Wer mag die strenge Dame sein? Ich lüpfte den goldenen Rahmen von der Wand. Da steht in altertümlicher Handschrift: Caroline Marie Elisabeth von Labes Herrn Joachim Erdmann von Arnim. Später erfuhr ich: Sie, die Großmutter des Dichters, schenkte das Ländchen Bärwalde ihrer Tochter zur Mitgift, als diese einen Arnim heiratete. Wie alt mag sie gewesen sein, als sie sich porträtieren ließ? Fünfundvierzig vielleicht und schon voller Resignation. Betrachtet man das Bild von der Seite, dann schaut die Dame gar nicht mehr so streng, eher müde, unendlich müde von einem Leben, das, kaum begonnen, schon am Welken war. Adieu, Caroline, die Glocke ruft zum Mittagessen!

An der Table d'hôte seh ich die blond-rot-schwarze Dame wieder. Der Zufall will's, wir sitzen nebeneinander an dem Tisch in dem heimeligen Zimmer mit den Spiegeltüren, in dem auch Bettina ihre Gäste bewirtete. Hier haben die Brüder Grimm gesessen, hier verliebte sich Bettinas jüngste Tochter Gisela in den ältesten Sohn Wilhelm Grimms (den sie später auch heiratete), hier erwoen Wilhelm von Humboldt und Bettina, welche Bildungsmöglichkeiten für das einfache Volk man einem gleichgültigen oder misstrauischen Kabinett abtrotzen könne, hier berichtete Alexander von Humboldt von seinen Reisen an den Orinoko und nach Kuba. Jeder Baum, jeder Stein könnte Geschichten erzählen ...

Und wer sitzt heute hier? Bisher kenne ich nur meine Tischnachbarin. Sie ist Film-Szenaristin mit Seemannspapieren. Auf Fangverarbeitungschiffen hat sie am Fließband Fische geschlachtet, später auf Lehrschiffen, und in ich weiß nicht mehr welchen Ländern Deutsch und Geschichte unterrichtet. Sie kennt die Weltmeere von Reykjavik bis Okinawa, von Kalkutta bis Santos, von Alexandria bis Rostock und hat viele Geschichten mit nach Hause gebracht, die alle danach drängen, aufgeschrieben zu werden. Jetzt ist sie aus dem geräuschvollen Berlin mit all seinen angenehmen und weniger angenehmen Abwechslungen geflüchtet, um hier der Ausbeute ihrer Reisen literarische Form zu geben. Die Tochter sei groß, studiere in Rostock, da könne sie nun ungebunden nach ihrem Gusto leben. Meine Tischnachbarin müßte so alt sein wie die Caroline, als sie sich ihr Bild in den Goldrahmen spannen ließ. Genauso alt - und welcher Unterschied.

Ein Spaziergang durchs Dorf dauert nicht lange, man ist rasch von einem Ende zum andern gegangen. Zwei Straßen in der Form eines T. Man geht am Dorfkonzern vorbei - weiß der Kuckuck, wo sie früher Salz und Zucker und das alles kauften, der Mensch kann doch nicht ausschließlich von Deputatkartoffeln mit Quark leben! -, an der Warthalle für den Linienbus nach Jüterbog, dann rechts ab, an dem Häuschen vorüber, das einmal Dorfschule war. Heute wohnt ein Lehrer darin, und am Nachmittag machen die Hortkinder hier ihre Hausaufgaben. Die Schule war einst unter allen Dorfschulen der Umgebung ein Glanzstück, genauso wie die Häuschen der Gutsarbeiter. Achim von Arnim hatte sie bauen lassen. Die Adligen ringsum nahmen es missbilligend zur Kenntnis: „Der Arnim verdirbt nur die Leute, nachher wollen unsere auch so etwas haben!“

Der poetische Gutsbesitzer ließ sich nicht irritieren, und er wurde von seiner Frau Bettina bestärkt. Sie schrieb einmal: „Wenn ich Kultusminister wär, würd ich die Schulen so organisieren, dass das Kind schon als Erwachsener angesehen wird, schon in der Schule muß es seine Selbstheit erkennen. Hauptgegenstand des Unterrichts ist Politik. Für die Bauern sollten Ackerbauschulen auf wissenschaftlicher Grundlage errichtet werden. Volksfeste sollten mehr gefeiert werden. Und wenn in den Kirchen früh die alte Lehre gepredigt wird, so sollten am Nachmittag Volksredner die Kanzel besteigen, um notwendiges und nützlich Wissen zu verbreiten.“ Nicht einmal ein Mann wäre zu dieser Zeit mit solchen Ideen Kultusminister geworden. So blieb Bettina nichts anderes übrig, als in ihrem kleinen Wiepersdorf mit gutem Beispiel voranzugehen.

Ich suche Karl Kilian, der lange Jahre als Gärtner auf dem Gut gearbeitet hat, doch an keiner Haustür steht ein Name. „Wozu?“ fragt eine ältere Frau erstaunt. „Hier weiß doch jeder, wo einer wohnt...“ Sie führt mich zu Kilians Haus, die Tür ist abgeschlossen. Blick durchs Küchenfenster. „Weit kann er nicht sein, die Stiefel stehn noch am Herd. Wenn Sie im Dorfkrug 'n bisschen warten wollen, ich geh ihn holen ...“ Mit eigentümlichem Gang läuft sie dorfeinwärts. Der lange Rock wippt beim Gehen hin und her. Alle alten Frauen im Ländchen tragen diese dunklen, weitschwingenden Röcke, darüber Schürzen und dazu schwarzwollene Kopftücher mit eingewebten roten Rosen. Die jungen Frauen gehen kurz, kürzer, am kürzesten. Sie wissen nicht, wie kraftaufwendig früher ein Waschtage war. Das Wasser musste vom Brunnen geholt werden, der gab nach Seufzen und Stöhnen nur bräunliches, eisenhaltiges Wasser her, und zu Hause begann die eigentliche Plackerei mit der Waschrubbel. Heute dreht man den Hahn auf, und gutes klares Wasser fließt, so viel man will.

Geht ein Fremder durchs Dorf, dann grüßen alle Leute die Großmutter, die im Garten Windeln aufhängt, der Mann, der die Plakate klebt mit der zeilenfüllenden Aufschrift „Dienstleistungs-Mehrzweckverband“, der Volkspolizist, der bekanntgibt, dass alle Autobesitzer dann und dann Scheinwerfer kostenlos einstellen lassen können, und die kleinen Mädchen, sie halten sogar im Gehen inne und machen einen artigen Knicks. Jeder lässt sich hier gern auf einen kleinen Plausch ein. Der Buschfunk signalisiert, Kilians Karl sei zum Geburtstagskaffee gegangen, in guten Schuhen, daher hätten seine Stiefel noch am Herd gestanden.

Na, da wollen wir nicht stören und bleiben noch ein wenig vor der alten Dorfschmiede stehen, aus der trommelfellzerfetzende Geräusche dringen.

Der Genossenschaftsschlosser, ein freundlicher Mann mittleren Alters mit wasserhellen Augen, stellt bereitwillig die kreischende Maschine ab, um Rede und Antwort zu stehen. „Wie das mit den Arnims 1945 war? Ja, wissen Sie, in der Familie gab's immer so'ne und solche, ich meine politisch gesehen, stockkonservative und fortschrittliche. Das war zu Bettinas Zeiten so und auch in der letzten Generation, die ich noch kannte. Einer war General bei der Luftwaffe, der hat sich nach fünfundvierzig hier nicht mehr sehen lassen. Der Arnim, der das Gut verwaltete, muss gegen die Nazis gewesen sein, denn wenn ich als Kind mal einen Brief abgab und mit ‚Heil Hitler‘ grüßte, wie man es uns eingeblut hatte, antwortete er immer nur ‚Guten Tag, mein Sohn!‘. Der letzte Literaturmensch in der Generation, die ich

kannte, war Oskar von Arnim, der war wirklich Antifaschist, den hatten die Nazis sogar eingesperrt. Nach dem Kriege sprach er oft im Deutschlandsender und kam auch hier raus, als das Gutshaus von der Akademie der Künste und später vom Ministerium für Kultur als Arbeits- und Erholungsstätte eingerichtet wurde. Oskar von Arnim war es auch, der den Siedlern hier geraten hat, sich zur Genossenschaft zusammenzuschließen, aber die Neubauern zögerten lange. Immer hatten sie sich nach ‚Eigenem‘ gesehnt, nun sollten sie es wieder in einen großen Topf werfen? Heute ärgern sie sich, dass sie so ewig gewartet haben, dadurch wurde mancher Anschlusszug verpasst. Na ja, ein Bummelzug kommt schließlich auch ans Ziel...

Es hat in der Familie Arnim immer so'ne und solche gegeben. Diesen Satz finde ich noch am selben Abend bestätigt. In der sorgsam gehüteten kleinen Bibliothek, die, hinter der künstlerisch bemalten Tür des Ateliers verborgen, alle Werke von und über Bettina enthält, lese ich in den Aufzeichnungen ihrer Tochter Maximiliane: „1848 gingen unsere Wege auseinander, Schwester Armgar und ich ließen die Köpfe hängen, aber die Mutter, unser dritter Bruder Friedmund und die Jüngste, Gisela, waren Feuer und Flamme für die Revolution und priesen sie als gewaltigen Fortschritt der Entwicklung. Ständig brüteten sie über Weltverbesserungs- und Volksbeglückungsplänen. Es gab zu der Zeit in unserem Hause (in Berlin) zwei Salons: einen demokratischen und einen aristokratischen. Links vom Saal in unseren Räumen empfingen wir unsere Freunde, rechts in ihren Zimmern Bettina ihre ‚edlen Weltverbesserer‘“.

Tochter Maximiliane bemühte sich um Objektivität. Überhaupt siegte die Liebe der Geschwister untereinander stets über politische Gegensätze. Schließlich waren es aber auch geachtete Persönlichkeiten, die Bettinens demokratischen Salon besuchten: die Brüder Humboldt, die Brüder Grimm, der Architekt Schinkel, der Schriftsteller und Gartenkünstler Fürst Pückler, ja, es heißt, dass Bettina über ihren Sohn Friedmund auch mit Karl Marx Verbindung gehabt haben soll, als dieser in Berlin studierte.

„Revolutionen sind keine Verbrechen, sondern die Folge von Verbrechen“, schrieb Bettina in ihrem Buch „Gespräche mit Dämonen“, das sie dem König widmete, in der törichten Hoffnung, ihn zu einem verständnisvollen und volksfreundlichen König zu bekehren. Ihre Gegner schlugen da ganz andere Töne an. Ein Minister des königlichen Kabinetts - übrigens auch ein Arnim - beschuldigte Bettina sogar, den Aufstand der schlesischen Weber ausgelöst zu haben. Durch ihre Reden und Briefe seien die Leute erst aufgehetzt worden. Das war maßlos übertrieben, aber ein Funken Wahrheit mag doch darin stecken.

Die Uhr schlägt zwölf mit feinem, aufgeregtem Glockenton. Ich fördere noch immer zutage, was Freunde und Feinde, Kinder und Minister über diese merkwürdige Frau geschrieben, die von bürgerlichen Literaturhistorikern als „exzentrisches Kind der deutschen Romantik“ abgestempelt wurde. In ihrer Frankfurter Jungmädchenskammer hatte sie sich geschworen, stets alles daran zu wagen, wenn sie einen Menschen in Gefahr sähe. Sie hat diesen Schwur gehalten. Obwohl sie selber wirtschaftlich auf schwachen Füßen stand, sammelte sie Geld, um dem Landschaftsmaler Karl Blechen eine Kur in der Schweiz zu ermöglichen. Sie setzte drei Jahre lang all ihre Mittel ein, um für die Brüder Grimm einen Lehrstuhl in Berlin zu erwirken; beide gehörten zu den sieben Göttinger Professoren, die 1837 gegen die Aufhebung der liberalistischen Verfassung protestiert hatten und vom Hannoverschen König des Landes verwiesen worden waren. Bettina half dem Dichter Hoffmann von Fallersleben, als er nach der zusammenkartätschten Revolution zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden war; sie opferte ohne Zögern ihr ganzes Honorar für die englische Ausgabe ihres Goethe-Briefwechsels, um den ungarischen Freiheitsdichter Petöfi und seine Bewegung zu unterstützen; sie kämpfte um Gerechtigkeit für den Musiker Peter Cornelius, für den polnischen Poeten und Rebellen Mieroslawski, für den Maler Gottfried Kinkel und den schlesischen Kommunisten Schlöffel, der ihr wesentliche Details für das „Armenbuch“ geliefert hatte, das nie erscheinen durfte. Wie reimt sich das alles auf „exzentrisches Kind deutscher Romantik“? Ihr Leitmotiv hieß: „Das Glück aller ist das meine, auf aller Dasein ist das meine gegründet.“

In dieser Nacht ist mir Bettina so nah, ich wäre nicht verwundert, käme sie leichtfüßig in fließenden Gewändern ins Atelier geschwebt, um mit mir über den „Geteilten Himmel“ (1963) oder „Jakob den Lügner“ (1969) zu debattieren. Sie würde vermutlich ihr Haus nicht wiedererkennen, denn zu ihren Lebzeiten ging es hier manchmal recht ärmlich zu. Das Gut warf nicht viel ab, sieben Kinder kamen in den ersten Ehejahren dicht hintereinander zur Welt. Sie zog sie auf und begleitete sie später auf die Schulen nach Berlin. Sie klagte nie, aber ihre Wiepersdorfer Briefe sprechen Bände:

„Ich webe jetzt Leinwand zu Wischtüchern für Gundel, dafür soll sie mir bunte Wolle und Garn kaufen, wovon ich wieder Röcke und Kleider wirken kann.“

„Denk Dir nur, Savigny, was sich all für Talente in der Einsamkeit bei einem Menschen entwickeln, ich habe einen Abtrittsdeckel selber gemacht!“

1816 schreibt sie vom üblichen Abendbrot, das aus Kartoffeln und sauren Gurken bestand, von Arnims Geburtstag und dass sie ihm gern ein Paar Hosenträger geschenkt hätte, „die seinen sind wirklich zu alt und zerreißbar ...“. Dichteralltag.

Die sandsteinerne Götterversammlung hinterm Haus hätte sich Bettina niemals leisten können. Erst ihr Enkelsohn, Achim, der Maler, kaufte sie auf seinen Studienreisen und ließ sie nach Wiepersdorf bringen. Sein Onkel, der für ihn die Gutsgeschäfte besorgte, mag manchmal gestöhnt haben, wenn aus Italien wieder ein Brief eintraf mit dem Postskriptum: „Übrigens müssen demnächst drei Vasen aus Venedig ankommen. Sie passen in der Größe sehr gut zu den anderen.“ Achim war es auch, der das Atelier anbaute, sämtliche Türen darin kunstvoll bemalte und in die floralen Ornamente der Decke Miniaturporträts seiner Freunde und sinnreiche Sprüche hineinprojizierte, zum Beispiel: „Die Künstler sind die ersten - im Narrenschiff“ oder: „Dem Zuschauer ist keine Arbeit zuviel.“ Wer weiß, welchem Gast er da mit dem Zaunpfahl gewinkt haben mochte ...

Das Schloss hatte nicht immer musenfreundliche Bewohner. Manche Pächter hielten es lieber mit Borstenvieh und Schweinespeck, rissen die Rosensträucher aus, pflanzten Kartoffeln dafür und lagerten in der Orangerie das Heu für die Pferde.

Heute sind in Wiepersdorf die Musen wieder zu Hause, die Rosen blühen, auf den Wegen stolzieren Pfauen und Truthähne - eine Liebhaberei des Heimleiters Andrick und im Park lockt bei angenehmeren Temperaturen ein Schwimmbassin. Schon die alten Griechen wussten, dass nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt.

Apropos alte Griechen: Apoll ist der erste, auf den die blassen Strahlen der Morgensonne fallen. Ungeachtet der unwirtlichen Jahreszeit „sucht er mit sorgfältig gekräuselten und geölten Schmachlocken und himmelndem Blick - dabei die auf ein kokett angewinkeltes Bein gestützte Lyra schlagend - bei etlichen Schönen Eindruck zu machen, die ihn im weiten Halbrund umstehen“.

So hat es Peter Nell in seinen „Wiepersdorfer Liebesbriefen“ (1958) beschrieben, und man kann nicht anders, man muss die göttliche Versammlung mit seinen Augen sehen. „Dann ist da aber auch einer mit einem martialischen Schnauzbart, den Helmrand dicht über den Augen. Mit einem Arm stützt er sich auf eine Streitaxt, während er die andere seitlich verborgen hält. Du gehst um den widerlichen Kerl herum und siehst: Dreck hält er in den gekrümmten Fingern. Die anderen Figuren sind harmloser, sympathischer Und im Wesen dem Adonis Apoll und seinen Schönen verwandt: eine Diana mit Köcher, Bogen und Hund, fertig zur Jagd; ein Landmann, der eine Sense bei sich hat, aber mehr wie Sokrates ausschaut, eine Leda, der ein Schwan zwischen den Röcken herumkrabbelt, und - beinah hätte ich es vergessen! - ein Paris. Ich deute ihn mir jedenfalls als solchen, hält er doch einen Apfel in der Hand und macht ein nachdenkliches Gesicht. Es ist auch wahrlich nicht leicht, bei solcher Schönheitskonkurrenz den Richter zu spielen ...“

„Um ein richtiger Wiepersdorfer zu sein“, schrieb Anna Seghers im Vorwort zu Peter Nells Buch, „muss man nicht dort geboren sein. Es bedeutet, dass man sich dort heimisch fühlt. Peter Nell konnte es und durfte es, weil er aus seinem Charakter und seinem Herzen die einfache, gänzlich unpathetische Schönheit verstand und liebte, die diesem Schloß der Bettina innewohnt. Wir alle waren dort manchmal zusammen froh, fast glücklich. Wir nisteten, wühlten und kramten in den immerzu überraschenden, von Kastanienbäumen und nicht von Vorhängen verdunkelten Zimmern. Wir waren froh, daß der Park verwildert blieb. Wir brauchten weder Berge noch Seen zu unserem Ferienglück. In dem Park, der unmerklich in einen keineswegs üppigen Wald überging, standen hier und dort seltsame Pflanzen und Bäume, Humboldt hat ihre Samen den Gastgebern aus Mexiko mitgebracht...“

Es ist schon lange her, dass man in den alten Schubfächern, auf den Bodensimsen und in dem Heizungskeller literaturhistorische Sensationen entdecken konnte. Heute ist alles wohlgeordnet: Die Haushaltsbücher der Bettina und die Bücher, in denen von Prozessen die Rede ist, die sie für arme, zu Unrecht beschuldigte Leute führte, sind wohlverwahrt bei der Akademie der Künste. Nur der wunderschöne Kachelofen ist noch da, ein paar Möbel, und geliebt ist die Atmosphäre, die die Menschen immer wieder anzieht.

Anna Seghers schrieb hier an der „Kraft der Schwachen“ (1965), Herbert Otto an seinem Roman „Zum Beispiel Josef“ (1974), Fred Düren erarbeitete sich hier die Rolle des Faust, dessen traditionswidrige Darstellung manchen erschreckte, aber auch zum Nachdenken zwang, Heinz Knobloch spann hier seine reizvollen Feuilletonfäden, Maler wetteiferten in Aquarell und Kohle, Rudi Böhm konzipierte hier seine Erfolgsserie „Geheimkommando Bumerang“ (vielleicht hat die melancholische Stimmung der Wasserheide zwischen Wiepersdorf und Meinsdorf ihm die der Pripetsümpfe ersetzt). Auch Benito Wogatzki kehrte, beladen mit Themen, Geschichten und Informationen, aus den lärmgefüllten Großbetrieben hier ein, um ungestört zu schreiben.

Die Dorfbewohner haben sich an den manchmal wunderlichen Anblick „schöpferischer“ Künstler gewöhnt. Sie lächeln nicht mehr, wenn ein in Ehren ergrauter Maler mühsam einen Heuschaber erklimmt, weil er dort oben die beste Aussicht hat auf die spreewaldartige Wasserheide; sie fassen sich nicht mehr mit vielsagender Geste an den Kopf, wenn jemand, ein unsichtbares Orchester dirigierend, den Buchenwald durchschreitet. Jeder hat eben seine Arbeitsmethode, sagen sie sich, Hauptsache, es kommt was Gutes dabei heraus ...

Zum letztenmal sitzen wir im Speisezimmer mit den Spiegeltüren beisammen, so wie uns der Zufall hierhergeführt hat: ein Maler, den die schwer zu erfassende märkische Landschaft immer wieder anzieht, ein Architekt und Mathematiker aus Leidenschaft, meine Nachbarin, die seefahrende Szenaristin, dann eine junge Lyrikerin aus Berlin und ein alter, energie- und humorvoller Mann, von dem ich erst später erfuhr, dass es Walter Weidauer, der erste Oberbürgermeister von Dresden nach dem Kriege, war.

Morgen wird in diesem Zimmer kein Platz mehr frei sein, ein Lehrgang von Progreßfilm-Leuten ist im Anmarsch. Die fünfzehn guten Hausgeister haben alle Hände voll zu tun mit den Vorbereitungen. Wir genießen die Ruhe, die fast familiäre Atmosphäre.

Draußen klatschen dicke Regentropfen an die Scheiben. Wie schön, an Bettinas Kachelofen zu sitzen und miteinander zu sprechen: über Corbusier und „Franziska Linkerhand“ (1974), über Allende und Portugal, über den Dichter Achim von Arnim, der mit seiner Liedersammlung Volksgut bewahren wollte, und über seine unerschrockene Dichter-Frau, die sich nicht scheute, dem König die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Wir werden Erinnerungen mit nach Hause nehmen, zu denen auch die kleinen Mädchen gehören, die auf der Dorfstraße artig knicksend grüßen, und die alten Frauen, die so zeitlos wirken in ihren Schwippröcken und unter ihren schwarzen Kopftüchern mit den roten Rosen ...

Und ich hab doch wahrhaftig gemeint, ein Ausflug nach Wiepersdorf im November lohne sich nicht.

Aus: Gisela Heller, Märkischer Bilderbogen  
Verlag der Nation Berlin, 1976